

Stepan Germanjuk
Autobiografie

STEPAN GERMANJUK

„Mein Ziel ist die Ewigkeit“



Stepan Germanjuk – Mein Ziel ist die Ewigkeit

Autobiografie

Originaltitel: „Вечность стоит этого пути“

S. G. Germanjuk, Verlag „Christianin“

Übersetzung und Bearbeitung: Lektorat Friedensstimme

© 2019 Missionswerk Friedensstimme, Gummersbach
der Vereinigung der ECB Deutschland e.V.

Missionswerk Friedensstimme
der Vereinigung der ECB e.V., **Verlag**
Gimborner Str. 20, 51709 Marienheide
www.friedensstimme.com

Bestell.-Nr.: 503.212

ISBN: 978-3-88503-212-0

Inhaltsverzeichnis

Kindheit	6
Die Jugendzeit	10
Die ersten Jahre des Ehelebens.	18
Erweckung im Volk Gottes.	31
Unvergessliches.	54
Meine erste Verhaftung	62
In Gefangenschaft.	67
Im Gefangenenstraflager.	73
Das Ende der Haftfrist	84
Der Gefangenentransport	89
In Tschumikan	97
Eine wunderbare Begegnung	103
Am Ende der Welt mit der Familie vereint.	109
Nie ohne Widersacher	120
Ein Schluck Freiheit.	130
Die zweite Verhaftung	138
Schwere Jahre	155
Neue Leiden.	164
Wieder daheim	174
Der Dienst im Fernen Osten	186
Der Umzug nach Schebekino	205

Kindheit

Meine Eltern, Grigori Antonowitsch und Praskowja Wassiljewna Germanjuk, lebten in der Westukraine, im Dorf Podgajtschiki im Gebiet Stanislaw (heute Oblast Iwano-Frankiwsk). Diese Gegend gehörte damals zu Polen.

Mein Vater war ein armer Dorfbewohner, der im Schweiß seines Angesichts sein Brot verdienen musste. Seit früher Jugend diente er beim Priester als Vieh- und Pferdehirte. Der Vater war ein treuer Kirchgänger und der Priester hatte ihn gern. Doch die Vergehen seines Arbeiters ließ er nicht durchgehen und strafte ihn, wie es sich gehörte.

Mein Vater erinnerte sich oft, wie er vom Priester bestraft wurde, als er sein Fohlen geritten hatte. Er schlug ihn mit dem Stock und verbot ihm strengstens, sich auf das Fohlen zu setzen. Diese eine Bestrafung reichte aus, damit Vater sich noch Jahre später gut daran erinnern konnte und seinen Kindern beibrachte, nicht nur mit Menschen, sondern auch mit Tieren gut umzugehen.

Im Jahr 1925 fuhr mein Vater nach Frankreich zum Arbeiten. Seine Frau blieb mit der einjährigen Tochter allein zurück. Er fand Arbeit als Grubenarbeiter und arbeitete fünf Jahre in einem Bergwerk. In Frankreich lernte Vater Gläubige kennen und wurde gläubig. Von ganzem Herzen gewann er den lebendigen Gott lieb und nahm Jesus Christus als seinen Retter an.

Nach der Rückkehr in sein Dorf begann Vater eifrig das Evangelium zu predigen. In Podgajtschiki entstand eine christliche Gemeinde.

Anfang der 30er-Jahren versammelten sich etwa 60 Familien zu Gottesdiensten.

Meine Mutter nahm die Frohe Botschaft nicht sofort an. Sie war von Kind auf fromm und hielt sich an den orthodoxen Glauben und unser Haus war voller Ikonen. Vater erläuterte ihr den Weg der Errettung lange und geduldig. Er erklärte ihr, was Ikonen eigentlich sind und wer sie ausgedacht hatte. Mit der Zeit leuchtete es Mutter ein, wie man christlich leben und glauben soll, und sie räumte bereitwillig alle Ikonen weg.

Ich kam am 15. August 1933 zur Welt. Damals betete man in unserem Haus den lebendigen Gott an und es waren keine Ikonen mehr da.

Gläubige aus der Schweiz kümmerten sich sehr um die Neubekehrten in unserem Dorf. Sie bauten ihnen ein großes Bethaus. Es war das erste zweistöckige Gebäude im Dorf, das „Haus des Evangeliums“ genannt wurde. Es enthielt einen großen Versammlungsraum und Räume für die Sonntagsschulklassen.

Ungeachtet dessen, dass wir im Dorf lebten, arbeitete mein Vater nie am Sonntag, weder in der Saatzeit noch während der Ernte. Selbst dann nicht, wenn das Korn drohte auszukörnen. Vater ehrte Gott und weihte den Sonntag ganz dem Herrn. Am Samstag bereitete er das Futter für das Vieh für zwei Tage und versuchte, so früh wie möglich mit aller Arbeit fertig zu werden, um sich für den Sonntag vorzubereiten. Auf diesen Tag warteten wir immer wie auf ein großes Fest. Zum Gottesdienst gingen wir mit der ganzen Familie zeitig los und blieben den ganzen Tag im Bethaus. Die Gottesdienste waren immer lebendig, es kamen viele Zuhörer.

Vater duldeten keinen Müßiggang und sorgte dafür, dass seine Kinder auch fleißig waren. Ich wuchs mit meinem Bruder Jaroslaw auf, der drei Jahre jünger war. Meine älteren Schwestern halfen der Mutter, während wir Vater zur Hand gingen. Wir mussten viel arbeiten. Ich drosch mit Ketten den Hafer, Weizen und den Roggen.

Zu jedem Sonntag sollten wir ein Kapitel aus den Psalmen oder ein Gedicht auswendig lernen. Gedichte lernten wir aus den christlichen Zeitschriften, die Vater bekam. Wir kannten viele Gedichte, Psalmen und Lieder, weil Vater gerne sang.

Im Spätherbst und im Winter, wenn die Feldarbeiten abgeschlossen waren, beschäftigte sich Vater mit Schustern. In dieser Zeit sang er besonders viel, er sang mit uns zusammen und weckte somit in uns die Liebe zum Gesang.

Im Jahr 1939 wurde die Westukraine der Ukraine angeschlossen, und das freie Leben für die Christen ging zu Ende. Die Atheisten kamen an die Macht. Das Bethaus in Podgajtschiki wurde beschlagnahmt. Anfangs diente das Gebäude als Schule, später als Klinik und schließlich wurde es in ein Klubgebäude umgewandelt. Jedes Mal, wenn wir an diesem schönen Gebäude vorbeigingen, konnten wir kaum unsere Tränen zurückhalten beim Gedanken daran, was aus unserem Haus des Evangeliums geworden war.

Viele Christen hielten dem Druck der Verfolgung nicht stand. Einige kehrten zur Orthodoxen Kirche zurück, andere zogen es vor, „im Herzen zu glauben“, dritte wurden einfach lau und gleichgültig. Nur sechs Familien, darunter auch unsere, versammelten sich unentwegt weiterhin zu Gottesdiensten in Privathäusern.

Im Jahr 1941 brach der Krieg aus. Vater wurde mobilisiert. An der Front war er nicht, nahm keine Waffe in die Hand und tötete keinen. Er wurde in den Fernen Osten geschickt, wo er bis 1946 arbeitete. Für unsere Familie war das eine sehr schwere Zeit.

Ich war zehn Jahre alt, als die deutschen Truppen sich unserem Dorf näherten. Wir wurden eilig evakuiert. Wir luden unsere spärlichen Habseligkeiten auf einen Leiterwagen und zogen mit einem Pferd in Richtung Osten. Die Kuh banden wir am Wagen fest, sie war für uns eine Rettung vor dem Hungertod.

Nach Kriegsende war das Leben im Dorf weiterhin sehr, sehr schwierig. Jeder Bauer war mit unzumutbaren Steuern belegt. Es war buchstäblich alles versteuert: Hühner, Schafe, Kühe und so weiter. Steuerzahlungsmittel waren Eier, Milch, Butter, Fleisch, Leder, Fell. Die Steuereintreiber konnten ins Haus kommen und alles mitnehmen, was sie wollten, ohne sich darum zu kümmern, wie die Bauernfamilie weiterleben würde.

Um das Wohlergehen unserer Familie besorgt beschloss Vater 1949 ins Donezbecken zu ziehen, in die Stadt Lyssytschansk im Gebiet Woroschilowgrad. Die Familie zählte damals sechs Kinder – drei Söhne und drei Töchter. Im Donezbecken fing mein bewusstes christliches Leben an.

Die Jugendzeit

Die Bemühungen meines Vaters, in allem Gott zu gefallen und ihm aufrichtig von ganzem Herzen zu dienen, hinterließen in mir eine bleibende Spur. Alles Gute, was er in unsere Kinderherzen eingepflanzt hatte, wuchs auf und brachte in der Jugendzeit Frucht. Nach dem Abschluss der siebenjährigen Dorfschule begann ich ein Studium an der Eisenbahnfachschule in Tschernowitz. Aber ich war nicht lange dort. Als ich das ausschweifende Leben meiner Altersgenossen sah, begriff ich plötzlich, dass ich Gott suchen und mein Leben für immer mit ihm verbinden musste. Ich wollte nicht so leben, wie die Menschen um mich herum. Nachts, als alle schliefen, ging ich in den Hof des Wohnheims und rief zu Gott mit der Bitte, mir zu vergeben und mich in die Schar seiner Kinder aufzunehmen. Am nächsten Tag brach ich mein Studium ab und fuhr nach Hause, zurück in mein Dorf. Meine Eltern hatten Verständnis und verurteilten meine Entscheidung nicht.

Seitdem wurde die Welt für mich fremd. Weder die atheistische Moral, noch die Schule und die Freunde, keiner und niemand konnte meinen Glauben ins Wanken bringen – ich war fest überzeugt, dass es einen Gott gab und dass er mein Gott, mein Schöpfer und mein Heiland war! Ich wollte nur ihm dienen.

Anfang der 50er-Jahre lernte ich die Jugendgruppen der Gemeinden in Lyssytschansk und Woroschilowgrad (Anm. d. Red.: heute Lugansk) kennen. Ich fuhr in das Gebietszentrum (Woroschilowgrad), um eine Ausbildung zum Buchhalter zu machen. Der

geistliche Zustand der dortigen Jugend gefiel mir nicht so sehr. Der Heilige Geist mahnte mich, die jungen Brüder und Schwestern wachzurütteln und in ihnen einen Eifer für die Sache Gottes zu erwecken und die heiße Liebe zum Herrn hervorzurufen.

1951 wurde ich 18. Ich brannte vor Verlangen, einen Bund mit dem Herrn zu schließen. Die Gemeinde in Lyssytschansk zählte über 100 Mitglieder. Der Älteste galt als ein strenger Mann und in der Gemeinde herrschte ideale Disziplin. Aber er war leider den Behörden ergeben und tat nichts, weder Großes noch Kleines, ohne eine Genehmigung des Bevollmächtigten des Amtes für religiöse Angelegenheiten und des Hauptältesten einzuholen.

Als ich der Gemeinde meinen Wunsch, getauft zu werden, mitteilte, fragte mich der Älteste (diese Fragen wurden in allen Gemeinden gestellt): „Bist du bereit, das Vaterland mit einer Waffe in der Hand zu verteidigen?“

„Ich werde so handeln, wie es in der Bibel geschrieben steht“, antwortete ich.

„Dann bist du zur Taufe nicht bereit“, meinte der Älteste entschieden.

Ich musste jederzeit mit der Einberufung zum Militärdienst rechnen und wollte sehnlichst vorher getauft werden. Die Absage des Ältesten machte mich traurig, löschte jedoch die Liebe zu Gott und den Wunsch, mit ihm einen ewigen Bund zu schließen, keineswegs aus.

Ende Dezember war ich in der Stadt Schdanow (Anm. d. Red.: heute Mariupol). Der junge Bruder Wladimir Skljarenko aus Lyssytschansk war dorthin umgezogen. Er hatte mich zur Silvesterfei-

er eingeladen. Wahrscheinlich hatte er den Brüdern erzählt, dass ich mich taufen lassen wollte und dass man mich in Lyssytschansk nicht zuließ.

Am 1. Januar gegen 3 Uhr morgens kamen wir mit Wladimir in seine Wohnung, um etwas auszuruhen. Uns folgte ein mir unbekannter grauhaariger Greis. Er begann mit mir über die Taufe zu sprechen. Über eine Stunde lang stellte er mir Fragen und prüfte meine Bibelkenntnisse.

Der alte Bruder gab mir viele verschiedene Ratschläge und fragte dann Wladimir: „Wozu hast du mich gerufen?“

Wladimir deutete mir mit Handzeichen, ich sollte dem Diener sagen, dass ich mich taufen lassen wolle. Ich dachte: „Jetzt wird er mich prüfen und feststellen, dass ich wiedergeboren bin, und wird mir sagen, dass ich im Sommer zur Taufe kommen soll.“

„Ich will einen Bund mit meinem Herrn schließen!“, rief ich leidenschaftlich.

„Dann mach dich fertig und komm ...“, sagte der Greis mit einer ruhigen Stimme.

Wir nahmen unsere Pelzmäntel mit und gingen zum Ufer des Asowschen Meeres. Unterwegs lud Wladimir noch einige Brüder ein, Zeugen meines Bundes mit Gott zu werden.

Es war noch nicht hell. Das Wasser am Ufer war gefroren. Wir beteten und der Diener stieg zum Wasser hinab und begann das Eis zu brechen.

Mein Herz bebte angesichts dessen, was um mich herum geschah. Endlich ging mein sehnlichster Wunsch in Erfüllung! Ich würde ein Gemeindeglied werden und würde zur Schar der Heiligen gehören!

Keine Schwierigkeiten schreckten mich nun – ich war ein Kind Gottes und mein Herr würde immer bei mir sein!

Plötzlich wurde ich beim Anblick des alten Bruders, der das Eis brach, wieder in die Gegenwart versetzt: „Wieso stehe ich hier herum?! Der alte Mann ist im Wasser, und ich stehe und zittere hier vor Kälte und Aufregung!“

Ich rannte zum Ufer und zerbrach schnell die Eiskruste mit der Hand, damit man untertauchen konnte.

Nach dem der Greis mich getauft hatte, bat er mich, nicht nach seinem Namen und seiner Herkunft zu fragen und keinem zu sagen, wo und wer mich getauft hatte.

„Vergiss nicht, dass es diesen alten Mann gab“, sagte er sanftmütig, „forsche aber nicht nach meinem Namen, denn du wirst danach gefragt werden ...“

Seine einfühlsame Stimme habe ich nie vergessen.

„Wenn die Ärzte erfahren hätten, was ich getan habe, hätten sie mich nicht dafür gelobt“, fügte er hinzu. „Ich habe einen chronischen Rachenkatarrh und darf mich auf keinen Fall unterkühlen, geschweige denn eisiges Wasser betreten. Aber ich tat es um des Herrn und seiner Gemeinde willen. Ich bin sehr traurig darüber, dass man die Jugendlichen nicht taufen will ...“

Dieses Bekenntnis bewegte mein Herz und entfachte in mir den innigen Wunsch, diesem alten Mann nachzuzahlen, der den Willen Gottes erfüllte, ohne auf Gefahren zu achten.

„Der Herr hat immer Diener, die sein Werk tun“, dachte ich. „Ungeachtet der Repressalien wird Gottes Werk auf Erden verrichtet!“

Nach der Taufe schenkte mir der Greis eine Karte mit dem Wunsch,

dem Herrn treu zu bleiben. Dies rührte mich tief. Der weißhaarige Diener, der schon über den Übergang in die Ewigkeit nachsann, hörte nicht auf, über die Treue zum Herrn zu reden, während sich der Atheismus überall ausbreitete.

„In den dunklen Tagen des Unglaubens und der Gottesleugnung bleibe dennoch deinem Herrn treu, sei getreu bis ans Ende“, mahnte mich der Greis. Er legte großen Wert auf die Treue, und ich wünschte mir beidend dasselbe – ich wollte meinen Retter lieben und ihm in jeder Lage ergeben sein.

Ich fuhr mit einer großen Freude nach Hause – und ob, ich war ja ein Mitglied der Gemeinde Gottes, ein Teil der von Gott geliebten Braut Jesu Christi geworden! Natürlich wusste ich nicht, was mich erwartete.

Die Ferien waren zu Ende und ich fuhr nach Woroschilowgrad, um weiter zu lernen. In der Gemeinde dort begann ich am Abendmahl teilzunehmen.

Die Gemeinde in Woroschilowgrad war groß. Das Abendmahl teilte der Hauptälteste aus, Anton Wassiljewitsch Gaiworonski. Zwei Mal nahm ich ungehindert teil, dann aber sagte jemand dem Ältesten, dass ich mich irgendwo illegal taufen lassen hätte. Er begann, mich zu beobachten, was ich nur allzu gut spürte.

Nach einer weiteren Abendmahlsfeier kam der Älteste auf mich zu und sagte: „Stepan, ich möchte mit dir reden.“

Das Gespräch dauerte ziemlich lang. Am meisten interessierte er sich für den Namen meines Täufers.

„Wir erlauben dir, am Abendmahl teilzunehmen, wenn du sagst, wer dich getauft hat.“

„Philippus“, antwortete ich, als er mir das dritte Mal dieselbe Frage stellte.

„Solche Philippusse gibt es heute viele!“, meinte er unzufrieden.

„Nenne mir seinen Namen und Nachnamen.“

„Ich werde es nicht sagen“, wehrte ich entschieden ab.

„Dann verbiete ich dir, am Abendmahl des Herrn teilzunehmen!“

Damit war unser Gespräch zu Ende.

Das Verbot des Ältesten betrückte mich sehr. Ich konnte mich bei keinem beklagen und niemanden um Hilfe bitten. Die Jugendlichen hatten Mitleid mit mir. Wir hatten uns bereits gut angefreundet. Nach meiner Ankunft in Woroschilowgrad begann ich, eifrig unter den jungen Brüdern und Schwestern zu wirken, und sie lebten auf. Nach unserem besten Wissen und Gewissen studierten wir die Heilige Schrift, und dies vereinigte uns. Der Älteste hingegen hatte die Aufgabe darauf zu achten, dass die Jugend keine besonderen Aktivitäten zeigte. Die Atheisten hatten die Ausrottung der Gemeinde als Ziel und taten dies mithilfe der Hauptältesten.

Die Jugendlichen gingen mehrmals zum Gaiworonski mit der Bitte, mir die Teilnahme am Abendmahl zu erlauben. Aber er blieb unbeugsam.

Nach der Ausbildung kehrte ich nach Lyssytschansk zurück. Dort fand ich keine Unterstützung, weder von meinen Eltern noch von den Freunden. Sie alle meinten, ich sei „nicht wie alle“ getauft worden und müsse nun deshalb leiden.

Ich konnte das Verbot des Ältesten nicht ignorieren, wollte aber zugleich die Gebote meines Herrn erfüllen. Besorgt um diese Situation schrieb ich einen Brief an den Hauptältesten: „Wenn Sie mir

die Teilnahme am Abendmahl nicht erlauben, werde ich gezwungen sein, zu den Pfingstlern oder Adventisten zu gehen.“

Ich wollte natürlich nicht aus der Gemeinde gehen, aber ich wollte mit irgendwelchen Mitteln den Ältesten bewegen, meine Frage neu zu überprüfen. Ich kannte seine negative Einstellung den Pfingstlern gegenüber; aufgrund seiner Anzeigen wurden viele von ihnen verhaftet.

Nachdem Gaiworonski meinen Brief erhalten hatte, schrieb er an unseren Ältesten: „Ich erlaube es, ihn in die Gemeinde aufzunehmen, er soll nur sagen, wer ihn getauft hat.“

In der Nähe von Lyssytschansk, in der Stadt Proletarsk, gab es eine Gemeinde, in der Foma Michailowitsch Gorbunow den Ältestendienst verrichtete. Er gefiel mir sehr wegen seiner Gottesfurcht und Weisheit. Als er von meinen Problemen erfuhr, sagte er:

„Ich muss nicht wissen, wer dich getauft hat. Wichtig ist, dass der Hauptälteste erlaubt hat, dich als Gemeindeglied aufzunehmen.“

Am Sonntagmorgen wurde ich in Proletarsk als Gemeindeglied aufgenommen, und abends baten sie mich bereits, an der Wortverkündigung teilzunehmen. Das war meine erste Predigt. Ich sprach von der Liebe Gottes und las dazu den Text aus dem Propheten Jeremia: „Mit ewiger Liebe habe ich dich geliebt; darum habe ich dich zu mir gezogen aus lauter Gnade.“

Als ich mich taufen lassen wollte, sagte mir ein Bruder: „Beginne von den einfachen Wahrheiten zu predigen, gehe nicht in die Tiefen der Lehre. Sprich mehr von der Liebe Gottes, versuche dieses Thema gründlich zu erforschen, so wirst du dich selbst bereichern und andere erbauen.“

Ich genoss das Gemeindeleben nicht lange, denn ich wurde zum Militärdienst einberufen. Mein Dienstort war Leningrad, wo ich als Schreiber diente. Foma Michailowitsch schrieb mir stets gute Briefe und ermutigte mich, damit ich geistlich nicht schwach würde.

Während des Militärdienstes verrichtete ich meine Pflichten gewissenhaft und wurde deshalb geachtet. Aber die Mitarbeiter der politischen Abteilung wollten sich mit meinem Christentum nicht anfreunden. Die Leitung legte große Mühe dran, mich zu brechen und meinen Glauben auszulöschen. Aber mein Herr war bei mir, und die Bemühungen der Atheisten hatten keinen Erfolg.

Es kam vor, dass man die 400 Soldaten auf dem Platz zum Appel aufstellte und ausrief:

„Hervortreten, wer kein Komsomolze ist!“

Ich trat als einziger aus den Reihen.

„Ha-ha-ha!“, lachten die Soldaten.

Der Truppenführer beschämte mich dann vor allen und befahl den Zuständigen, dass sie mich bearbeiten und einen Komsomolzen aus mir machen sollten. Das wiederholte sich mehrmals. Aber im Allgemeinen verlief mein Dienst ruhig. Die Versuche der Atheisten, mich zu überzeugen, stärkten umso mehr meinen Glauben und trugen zu meinem geistlichen Wachstum bei.

Nach dem Militärdienst kehrte ich nach Hause zurück und wirkte weiter in der Jugend.